

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 24

Artikel: Kulik und der Zigarettensautomat
Autor: Wehrli, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kulik und der Zigarettensautomat

VON PAUL WEHRLI

Als Kulik sich heute aus dem Fenster neigt, merkt er, daß in seinem alten, abgetragenen Kittel, den er jeden Abend anzuziehen pflegt, ein hartes Ding verborgen steckt, das sich tief in die Seite preßt. Kulik ist verwundert und tastet nach dem untersten Zipfel seines Rockes. Richtig! Hier, zwischen Stoff und Futter gebettet, fühlt sich deutlich ein hartes und rundes Metall an, das durch irgendeine Öffnung in der Tasche dorthin gerollt sein muß. Bereit, den Spuren des Versteckten zu folgen, greift Kulik mit neugierigen Fingern zum Sack, aber umsonst. Er findet kein Loch. Der Rock ist alt, aber unverehrt.

Kulik ruft nach Frau Ruckstuhl, der Philisterin. Die kommt auch herein, tastet den Rockzipfel ab, greift in die Tasche und schüttelt den Kopf. Sie meint:

«Es ist eine Münze.»

«Ich denke es auch», sagt Kulik. «Wir müssen den Kittel öffnen.»

Frau Ruckstuhl holt geschäftig Schere, Nadel und Faden herbei. Sie zerrt den Stuhl zum Fenster und setzt sich breit vor den jungen Mann hin. Sie löst einige Stiche, und als die Öffnung zwischen Stoff und Futter genügend groß ist, greift sie mit dem Finger hinein. Eine Silbermünze kommt zum Vorschein.

«Es ist ein Frankenstück», stellt die Philisterin stauend fest. «Sehen Sie nur!»

Kulik faßt und dreht die Münze aufmerksam.

«Es ist ein französischer Franken», sagte er endlich. «Hier steht „République Française“, geprägt wurde er im Jahre 1886. Auf der andern Seite ist eine Säerin zu sehen, wie sie auf den alten französischen Briefmarken anzutreffen ist.»

Das Geldstück wandert noch einmal in Frau Ruckstuhls Hand.

«Der Franken ist ungültig», versetzt sie, «er ist wertlos. Der Metzger hat vor Monaten eine Frau zurückgewiesen, die mit derartigem Silber zu zahlen versuchte. Kulik nickt.

«Die lateinische Münzunion ist aufgehoben.»

Abends, die Dämmerung ist bereits über die Stadt hereingebrochen, treibt es Kulik, das Haus zu verlassen. Er wandert einsam den Stadtinnern zu, die Hände auf dem Rücken, schlendernd und an irgendeinem Gedichte feilend, das er zu machen gedenkt. Und da er zur fruchtbaren Gedankenarbeit unbedingt der Zigarette bedarf, bleibt er vor einem jener Automaten stehen, einem großen und hohen Kasten, den die Zigarrenhändler vor ihren geschlossenen Läden aufzustellen pflegen. Gemäß eines dort angebrachten Schildes ist ein Frankenstück in die Einwurfsöffnung zu legen, hierauf ein Hebel zu ziehen, worauf ein Paket des erwünschten Raudzeuges durch einen Schacht nach unten fällt. Kulik öffnet die Börse, als ihm die gefundene Münze in die Hände fällt, die er zum andern Gelde gelegt hat. Einen Augenblick stutzt er, die Zunge spielt zwischen den Lippen, dann legt er das Geldstück prüfend über einen Schweizerfranken und ist angenehm überrascht, als er dieselbe Größe konstatiert.

«Halt!», sagt sich Kulik. «Das Schicksal verschafft dir die einmalige und günstige Gelegenheit zum Erwerbe billiger Zigarettens.» Schon hat er den französischen Franken herausgegriffen, tritt zum Automaten, sieht aber zu gleicher Zeit, daß bereits ein Herr in grauem Filzhut davorsteht, der ebenso aufmerksam eine Münze der Börse entnimmt — es ist ein echter und hundertprozentiger, stellt Kulik ausdrücklich fest — einwirft und mit der Schachtel verschwindet.

Diese Verzögerung genügt, um Kulik zur Besinnung

zu bringen. Als er nämlich die Hand zur Einwurfsöffnung emporhebt, stoppt er plötzlich: «Du bist ein gemeiner Betrüger», sagt er sich. «Der Franken ist keine zwanzig Rappen wert. Kulik! Du bist im Begriffe, den guten Händler um seine Ware zu bestehlen.»

Dies ist es, was Kulik jählings erröten macht, und sein Herz zu schmerzhaftem Pochen zwingt. Er ist derart verwirrt, daß er einige Schritte zur Seite tritt.

«Kulik!» hört er da sofort eine Stimme in sich. «Sei kein Kind! Der Händler ist reich, reicher als du denkst. Er verdient genug, zehnmal mehr als du und hat eine Villa am Zürichberg, ein Auto...»

«Das schon», unterbricht Kulik, «aber es ist dennoch ein Betrug.»

«Es ist kein Betrug», fährt die Stimme fort, «weil es niemand wahrnehmen wird. Nur wer von andern überführt wird, ist Dieb und Betrüger; du aber nicht.»

«Es stimmt eigentlich», pflichtet Kulik bei. «So viele Menschen laufen in der Welt herum, zeigen Engelsmienen und Lammgesichter, sind trotzdem unentdeckte Schurken, Mörder und Räuber und sind es dennoch nicht, weil es niemand zu beweisen vermag.»

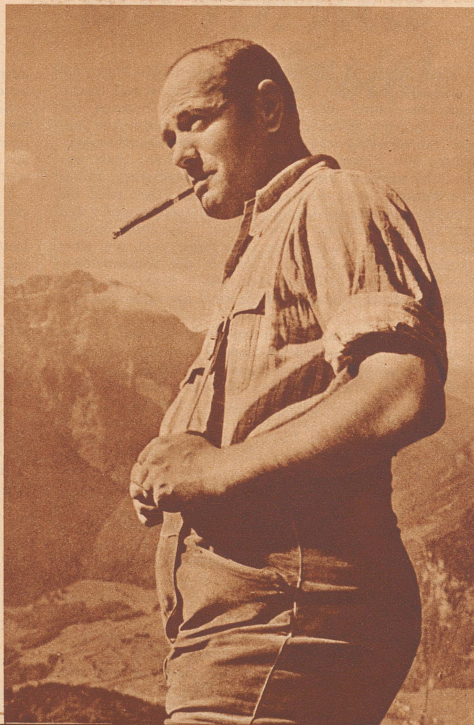
Entschlossen wendet er sich um, tritt auf den Automaten zu, findet aber im selben Augenblicke, daß er unbedingt zu lange davor gestanden hat. Sein Zögern und die Unentschlossenheit müssen verdächtig wirken, bereits kann er beobachtet worden sein. Jenseits der Straße, vor einem großen Konfektionsgeschäft, stehen eifrig redend zwei Herren. Vielleicht sind es Detektive, denkt Kulik, die irgendein Gespräch vortäuschen, um ihn besser beobachten zu können. Da wendet er sich, unschuldig pfeifend, weg und ist froh, als er den Blicken der beiden entschwindet. Er wird es beim nächsten Kasten probieren.

Zürcher Reklame



Wie der Schlaf so die Stimmung...

Es ist eine jahrhundertalte Weisheit, dass nicht Pülverchen und Medikamente, sondern vor allen Dingen eine gute Rosshaarmatratze Ihnen den gesunden, erquickenden Schlaf gewährleistet. Und die Etikette „Das gute Schnyder Rosshaar“ ist der Ausweis für den guten Matratzeninhalt! Verlangen Sie die Matratze mit dieser Etikette!



Über allen Gipfeln ist Ruh, ... [Goethe]

aber e **Blauband** derzue

Dort, vor dem dreifenstrigen Laden mit den ausgestellten Pfeifen, Zigaretten, Stumpen und Zigarren, den Tabaksbeuteln und den großen geschnitzten Behältern, gerät Kulik erneut in Versuchung. Kein Mensch ist in der Nähe. Schon dünkt es Kulik weniger schwer und kein Kunststück. Die Angst ist geringer, der Entschluß stärker. Und festen Ganges tritt er hinzu, hebt den Arm, stoppt aber zum andern Mal und geht weiter. Ein Jüngling war hinter ihn getreten, wartete, um sich ebenfalls des Automaten zu bedienen.

Aber bei der dritten Bewegung vollführt er die Tat. Er ist erstaunt, wie sicher der Franken hinuntergleitet, und wie leicht ein Automat zu betrügen ist. Es ist derart leicht, daß Kulik beinahe erschrickt, als er die Schachtel in Händen hält. Dann aber freut er sich wie ein Spitzbube, entzündet sich eine Zigarette, schreitet langsam und genießerisch einher und blinzelt herausfordernd den Polizisten an, der ihm gerade begegnet.

«Dies wäre geschafft!» sagt er sich, «gestohlene Zigaretten schmecken gut!» Ungeheure Rauchwolken von sich blasend, schreitet er weg.

Wie Kulik nun dem See entlang spaziert, das flüssige Silber des Mondes auf den Wellen ausgebreitet und einzelne Ruderboote einsam und still einhergleiten sieht, als er sich endlich auf eine Bank setzt und über sich das Rauschen der Blätter vernimmt, als irgendeine lyrische Stimmung sich seiner bemächtigt, da spürt er dumpf, daß etwas nicht in Ordnung sei. Und je mehr er nun in die Weite träumt, in sich hineinhorcht, dämmert die Erkenntnis, daß er verwerflich gehandelt habe. Erst scheucht er diese Gedanken weg, aber die Tasche, in der er die Zigaretten geborgen hat, dünkt ihn schwer und es plagt ihn, wenn er durch irgendwelche Bewegung an deren Vorhandensein erinnert wird.

Er denkt, grübelt, erwägt und prüft. Er zerlegt und entschuldigt und weiß am Ende, daß Verbrechen Verbre-

chen bleibt, daß er am heutigen Abend derselben Lust und denselben Trieben gehorcht hat, die auch bei großen Vergehen entscheidend sind. Jedwede Rechtfertigung hinkt und jede Entschuldigung ist Lüge. Unbarmherzig setzt Kulik das Messer an sein eigenes Herz, er verwirft jede Maske und erkennt, daß keine Erwägung über den Reichtum des Bestohlenen, noch die minime Höhe des Deliktbetrages ihn vor der Rechtswidrigkeit seiner Handlung zu retten vermag. Es kommt nicht darauf an, ob das Menschengesetz sein Verhalten als straffrei und geringfügig erachtet; vor dem Forum des eigenen Gewissens fühlt Kulik sich doppelt schuldig.

Mit dieser Gewißheit ist ihm der Genuß des Abends vergällt. Er verflucht seine Charakterlosigkeit; er ärgert sich so, daß ihm die zweite Zigarette, die er zur Zerstreuung entzündet, nicht munden will, daß er sie — obwohl erst zur Hälfte geraucht — über das Geländer schmeißt, in großen Schritten den See entlang schreitet und schließlich, bei den Parkanlagen des Zürichhorns, die gesamte Schachtel in weitem Bogen und mit ingrimmiger Wut in das Wasser wirft. Dort schwimmt sie. Möge sie ersaufen!

Aber Kulik fühlt sich immer noch nicht wohl. Die Zigaretten sind weg. Das Diebsgut ist fort, der Dieb und Betrüger ist zurückgeblieben. Und wiederum, mit einer sadistischen Lust häuft Kulik Vorwurf auf Vorwurf, um am Schlusse in eine Predigt allgemeiner Art zu verfallen. Ja, so endet er, wie sollte es in der Welt besser werden, wie sollten das Böse, das Laster und die Untugend auszurotten sein, wenn nicht jedermann, auch in den kleinsten Angelegenheiten, mit den sittlichen Forderungen ernst zu machen gewillt ist?

Anderntags steht Kulik im Laden des Zigarettenhändlers, vor dessen Türe der fragliche Automat zu stehen pflegt. Der Händler ist freundlich, ein zuvorkommender und dienstfertiger Mann mit Schnurrbart und

Brille. An den Wänden, in den Regalen finden sich ungezählte Kistchen, dort verbende Plakate für Stumpen, hier auf dem Ladentisch, unter Glas, kostbare braune Pfeifenköpfe aus Holz und Elfenbein. Es riecht nach Tabak.

Kulik erstet sich eine Schachtel Zigaretten und, während der dienstfertige Mann wegwelt, um die gewünschte Marke zu bringen, fragt Kulik:

«Sagen Sie mal! Rentiert ihr Automat, den sie nach Ladenschluß vor der Türe aufgestellt haben?»

«Ach Gott!» erwidert der andere und legt die Zigaretten vor Kulik hin. «Man schafft sich den Kasten an, nicht um zu verdienen, sondern um dem Publikum gefällig zu sein. Die Leute benützen den Automaten, um falsche Münzen, Blech- und Bleistücke von der Größe eines Frankens einzuwerfen. Erst hier zeigt sich, wie schlecht die Menschen eigentlich sind. Sie stehlen und betrügen stets, wenn man sie nicht erwischen kann. Die wenigsten kennen Grundsätze.»

Tief blickt Kulik in die Börse, als er ein Geldstück hervorsucht und es auf den Ladentisch legt. Er grüßt kurz, will gehen, als ihn der Händler zurückruft.

«Mein Herr! Sie zahlen zu viel. Die Zigaretten kosten einen Franken. Sie aber haben zwei hingelegt.»

Jetzt wird Kulik rot wie ein Krebs. Er stammelt:

«Es stimmt schon. Ich habe gestern in ihren Automaten ... ich hatte kein anderes Geld bei mir ... einen falschen Franken ... verstanden Sie, einen französischen, eingeworfen. Ich bin hierher gekommen, um dies gut zu machen. Die Menschen sind doch nicht so schlecht, wie Sie meinen.»

Er rennt hinaus, springt über die Straße, als hätte er Verfolger hinter sich, und erst als er um die Ecke biegt, steht er still, lächelt und freut, daß ihm das Leben neu geschenkt worden ist.

*

Andréas Taube sucht Land

VON HERMANN ROSSMANN

Der «Adler», Andréas Ballon, stempelte Eis. Durch die Todesstille der Polarwüste trieb die gelbe Kugel lautlos nach Ost—Nord—Ost und entführte ihre Insassen drei Meter in jeder Sekunde weiter ins große Schweigen hinein. Sie schwebte in geringer Höhe über den unermesslichen, von Riesen durchzogenen Eisfeldern; doch war die Auftriebskraft des Ballons bereits so schwach, daß er alle Minuten etwa einmal durchsackte. Dann stieß die Gondel krachend auf Grund, der Ball federte nieder und hob sie neugekräftigt wieder empor. Die Stöße hinterließen in ihrer Reihenfolge eine Spur wie die eines großen, noch unbekannten Tieres in der Schneewildnis. Die Zivilisation berührte zum ersten Male die eiserne Reinheit dieser Breiten und drückte ihr ihren Stempel auf.

Die drei Männer, die der Ballon trug, fühlten seine gasgefüllte Hülle unheimlich lastend über sich. Er hatte sich unversehens, seit das Land des Heimathafens in einer grauen Wolke verschwand, aus einem gefügigen Diener in einen tückischen Kobold verwandelt. Seine mühsam errechnete Lenkbarkeit hatte er schon beim Start mit einem Ruck Lügen gestraft: die Schleppseile waren am Strande liegen geblieben; und die Segel, ihre größte Hoffnung, einzuziehen, war ihre erste Arbeit.

Andrée, ein Mann, dem sein Leben weniger galt als das, was er darin geleistet, war viel zu eigensinnig, um sich einzugestehen, daß er sein Unternehmen mit der Katastrophe begann. Während seine Kameraden, erschöpft von den ständigen Erschütterungen, dem Erbrechen nahe, am Boden liegen, schreibt er, im gefrorenen Tauwerk verankert, inmitten der stumm drohenden Oede folgende Meldung nieder:

«von Andréas Polarexp. an Aftonbladet, Stockholm den 13. Juli 1896, 12,30 Uhr mittags. 82° 2' Br. 15° 5' ö. L. Gute Fahrt. Richtung Ost 10° Süd. An Bord alles wohl. Dies ist die dritte Taubenpost. Andrée.»

Neben den freiwilligen trägt nämlich der «Adler» eine Anzahl unfreiwilliger Passagiere, die keine Ahnung haben, was mit ihnen geschieht: sechsunddreißig Brieftauben. — Sie sind in kleinen Käfigen aus Korbgeflecht in der Gondel verstaut und haben von der welthistorischen Bedeutung ihrer Sendung keine Ahnung. Sie picken Erbsen, zanken sich, putzen sich und erleichtern sich. Scheint die Sonne, so hören die drei Männer ihr Gurren, Flattern und Rascheln; wird es kalt, so werden sie friedlich, rücken zusammen und wärmen sich aneinander.

Eine von ihnen greift Andrée heraus und schiebt den

Zettel mit der Meldung in die Briefhülle unter der mittleren Schwanzfeder.

Sie liegt ihm warm und leicht in der Hand. Ihr Gefieder, rein weiß bis auf einen farbigen Halsring, schmeichelt seiner rauhen Haut. Ihr blankes Auge mustert ihn scharf. Er fühlt ihr kleines Herz rasch und tapfer schlagen.

Er sieht auf sie herab, und in diesem Augenblick begreift er, daß er mit diesem Stückchen Leben sein eigenes Leben in der Hand hält, seines und das seiner Gefährten. Davon, daß dieser Federball aus eigenem Triebe wohlbehalten zu Menschen findet, wird es abhängen, ob er, Andrée, die Heimat wiedersieht. Er fährt ganz leise mit dem harten Finger über den daunenweichen Rücken und die starken Flügel, dann wirft er den Vogel in großem Schwunge hinaus.

Die Taube breitet die Flügel, flattert, beschreibt einen Bogen um den Ballon und landet auf dem Korbrand. Hier sitzt sie und sieht Andrée an.

Der macht einen Schritt auf sie zu und scheucht sie auf.

Die Taube flüchtet mit klatschenden Schwingen, segelt kurze Zeit und setzt sich auf das Variometer am Instrumentenring.

Andrée ist es zu mühsam, dort hinaufzuklettern. Er schlägt in die Hände, ruft und jagt sie wieder fort.

Von dem Rufen sind seine Kameraden aufgewacht. Sie denken, er hat einen Eisbären entdeckt, ergreifen die Gewehre und sehen über den Bordrand. Andrée lacht und zeigt ihnen die Taube.

Diese hat sich nach kurzem Fluge auf einem Seil niedergelassen, wo sie nicht zu erreichen ist, und sieht die drei mit dunklen Augen an.

Die Männer schreien, fucheln, klatschen. Die Taube rührt sich nicht, sie sieht sie nur an. — Die Männer fluchen, drohen, winken. Die Taube betrachtet sie gelassen, als wenn sie sich ihr Bild für alle Zeit einprägen will.

Der ruhige Blick reizt Andrée zu fast unverständlicher Wut. Im dunklen Kristall des Tierauges spiegelt sich wohl zum Erschrecken deutlich seine eigene Lage. Vielleicht sagt er sich, daß er ebensowenig, wie den Flug der Taube, den Flug des «Adler» beeinflussen kann. Für diesen Mann der Tat ein unerträglicher Gedanke.

Er reißt dem Gefährten das Gewehr aus der Hand, legt an und schießt. Er weiß selbst nicht, ob er den Boten des Schicksals da oben treffen oder verscheuchen will. Er erreicht jedenfalls das letztere.

Die Taube flattert empor, zieht in Kreisen um den

Ballon, immer höher hinan. Noch weiß sie nicht, wohin sie sich wenden soll, wenn die da drunten sie von sich jagen. Der unablenkbare Kompaß in ihrer Brust zittert noch und sucht die rechte Lage. Dann hat sich die Nadel eingespielt. Ein steter Zug zeigt ihr unfehlbar die Richtung an.

Die drei Männer im Ballon sehen, daß sie einen Augenblick in der Luft still steht, wie um zu überlegen, und dann mit raschen, starken Flügelschlägen den Weg nach Süden einschlägt. Bald ist sie nur noch ein dunkler Punkt in der Luft, bald nur noch eine Augtäuschung. Dann ein verlorenes Fünkchen Hoffnung in der eisigen Weite, die den einsamen «Adler» mit ewigem Schweigen umfängt. —

Die Taube hat keine Zeit, einen Blick nach dem verschwindenden Ball zurückzuwerfen. Der Schuß war das letzte, was sie von den Menschen wahrnahm, die sie retten soll.

Nun jagt der gefiederte Pfeil dem Ziele zu. Da ihr Kurs dem des Ballons entgegengesetzt ist, geht es stracks gegen den Wind. Die kleine Brust stemmt sich mächtig gegen die schneidende Luft. Die starken Schwingen treiben den Körper mit gleichmäßiger Schnelle voran.

Das tapferste Herz ist der einzige warme Lebensquell in diesem Totenreich. Er pumpt die Kraft und den Willen mit steten Schlägen durch die Adern. Dieser winzige, zähe Muskel kämpft allein gegen die drohende Stille, die lähmende Kälte, die unermessliche Weite. Von seiner gleichmäßigen Art hängt die Rettung des gesamten Organismus, hängt die Rettung dreier Menschen ab.

Das fliegende Herz ist sich dieser großen Verantwortung nicht bewußt. Es fühlt nur den Zug der Heimat wie einen lockenden Ruf, eine warme Verheißung von Futter, Obdach, Ruhe und Geschwistern. Es klopft ihnen heiß entgegen, und jedes Pochen entspricht einem Flügelschlag.

Aber der Weg ist weit!

So schnell der Pfeil auch fliegt, es ist doch, als ob er stillstände in dieser weißen Unendlichkeit. Immer die gleichen unregelmäßigen Eisflächen gleiten unter ihm vorbei, immer der gleiche, silbergraue Himmel spannt sich bleiern über ihm. Die Sonne zieht hinter Nebelschleiern ihr frostiges Band rings um den Horizont. Sie geht nicht unter, doch ihr spukhaftes Spiel vermag das geflügelte Herz nicht zu verwirren.

Aber als der bleiche Schein der Mittagssonne wiederum mit der Flugbahn zusammenfällt, meldet sich der Magen in dieser unermüdlich arbeitenden Maschine: Ge-